

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Hermann Bausinger**

**Deutsch für Deutsche**

Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

<i>Einleitung: Deutsche Sprache — deutsche Sprachen</i>	7
Landkarte der deutschen Sprache	10
Vom deutschen »Stammescharakter«	20
Hochdeutsch und was darunter ist	28
Das Pygmalionproblem	38
Sprachbarrieren	49
Lernsprache	57
Expertendeutsch	66
Reportagen — ein Kapitel Sportsprache	76
Fremdwörter und Puristen	89
Werbesprache	104
Sprache als Gruppenabzeichen	118
Reden unter der Vereinsfahne	131
Sprachklischee und Vorurteil	141
<i>Literaturhinweise</i>	153
<i>Abbildungsverzeichnis</i>	165
<i>Register</i>	167

## Einleitung: Deutsche Sprache — deutsche Sprachen

*Die deutsche Sprache, Deutsch* — das klingt einheitlich, verbindlich, normiert. Man sieht die Grammatik im Hintergrund, ein festes Gerüst von Regeln, an denen sich nicht rücken läßt, eine streng fixierte Struktur. Zweifellos gibt es das — sonst gäbe es nicht diese Bezeichnung *Deutsch*, und sonst gäbe es keine Sicherheit der Verständigung. Aber Verständigung reicht ja nicht immer gleich von der Elbe bis zum Rhein. Verständigung, zumal in gesprochener Sprache, erfolgt sehr oft unter wenigen, in kleinen Gruppen; in begrenzten Regionen. Und diese kleinen Gruppen haben oder schaffen sich ihre eigenen sprachlichen Normen, ihre eigenen Sprachen. Von diesen ›*Deutschs*‹ soll hier die Rede sein, von der Mannigfaltigkeit der Sprachen innerhalb unserer Sprache, von der Vielfalt der Kommunikationsmöglichkeiten und -bedingungen.

Es ist gewiß keine Pioniertat, die Frage so zu stellen; unsere Literaturhinweise — die immer nur eine kleine Auswahl bieten — deuten an, wie viele Untersuchungen es auf diesem Gebiet schon gibt. Ihre Zahl ist aber doch merkwürdig klein, wenn man sie mit der Flut anderer sprachwissenschaftlicher Veröffentlichungen vergleicht; und tatsächlich befinden sich die meisten derartigen Untersuchungen außerhalb des Horizonts, mit dem moderne Sprachwissenschaft vielfach umschrieben wird. Einen wichtigen Einsatzpunkt in der Entwicklung moderner Sprachwissenschaft bildet die Theorie, die der Genfer Linguist Ferdinand de Saussure Ende des letzten Jahrhunderts vortrug. Er trennte Sprachgeschichte und Sprachbeschreibung und legte auf diese das Hauptgewicht: Sprache sollte nicht mehr in erster Linie als Ablauf einzelner lautlicher Veränderungen verstanden werden, sondern als funktionierendes System. Dies scheint zunächst auf unsere Fragestellung zuzuführen; aber de Saussure betont die Geschlossenheit des Zeichensystems, den wechselseitigen Zusammenhang aller Teile, kurz: es geht ihm um *die Sprache* als Ganzes, die er von der *Rede*, von den einzelnen Akten der Verwirklichung, unterscheidet. Sprache gilt ihm als »das Soziale«, Rede ist demgegenüber individuell; Sprache ist »das Wesentliche«, das vom »mehr oder weniger Zufälligen« des Sprechens, der Rede, abgesetzt wird.

Die Sprache existiert unabhängig von der sprechenden Person; sie ist dieser als allgemeiner Sprachbesitz vorgegeben. Dieser Gedanke setzt sich in jüngeren Theorien fort, etwa im Begriff der »Kompetenz«, des Sprachvermögens, das aufgrund eines

vorgegebenen Regelsystems beliebig viele Sätze in einer Sprache zu erzeugen vermag, während demgegenüber »Performanz« die tatsächliche Äußerung einer begrenzten Zahl bestimmter Sätze ist. Auch hier gilt Performanz vielfach als mehr oder weniger zufällige Bewegung in dem Spielraum, den der allgemeine Sprachbesitz gewährt.

Sieht man Akte des Sprechens allein unter dem Gesichtspunkt der *Sprache* – vielleicht sollte man betonen: *der Sprache* –, so mag jene Einteilung in wesentlich und zufällig einigermaßen bündig sein und einleuchten. Geht man jedoch mit sprachsoziologischer Perspektive an die Sprachwirklichkeit heran, so kehrt sich das Verhältnis nahezu um. Das Ganze der Sprache ist dann einigermaßen beliebig, zufällig; was dagegen für den strengen Sprachwissenschaftler »freie Variation« ist, erscheint nunmehr nicht frei, sondern strikt definiert durch eine Anzahl beschreibbarer Bedingungen. Wenn sich in einer Wahlversammlung Herr Schulze, kleiner Angestellter in einer niederdeutschen Mittelstadt, zu Wort meldet und seine Argumente mit *plattdeutschem Einschlag*, mitunter etwas stammelnd, mit nicht immer ganz korrektem Fremdwortgebrauch vorträgt – dann interessiert mich nicht der »allgemeine Sprachbesitz«, interessieren nicht die »unendlich vielen Sätze«, die er theoretisch bilden könnte; mich interessiert, warum er so und nicht anders spricht, und ich füge hinzu: warum er zumindest in dieser Situation nicht anders sprechen *kann*.

Gelegentlich werden festere Formen der sprachlichen Verwirklichung unter den Begriff des *Sprachstils* gefaßt, und manche der im folgenden behandelten Gegenstände fallen in das Gebiet der Erforschung von Sprachstilen. Aber auch der Begriff *Sprachstil* bleibt auf das Ganze *der Sprache* bezogen und erweckt den Eindruck, hier werde in mehr oder weniger freier und bewußter Auswahl über den allgemeinen Sprachbesitz verfügt. Davon aber kann nur sehr begrenzt die Rede sein. Was auf einem bestimmten sprachlichen Niveau und in einer bestimmten sprachlichen Art und Weise geäußert wird, ist durch soziale Bedingungen vielfach so stark bestimmt, daß es nur so und nicht anders vorgebracht werden kann. Es ist auch keineswegs immer für alle Teilhaber am »allgemeinen Sprachbesitz« verständlich; und gerade wenn Verständlichkeit als grundlegendes Merkmal für eine gemeinsame Sprache genommen wird, erscheint es mir akzeptabel, den Ausdruck *Sprachstile* in den meisten Fällen durch *Sprachen* zu ersetzen. Auch von subkulturalen Sprachen oder kurz von *Subsprachen* könnte gesprochen werden.

Praktisch geht es um die Sprachen einzelner Landschaften, um den Einfluß der sozialen Position auf den Sprachgebrauch und die Herausbildung von Gruppensprachen, um Fachsprachen, Jargons, ideologische Sondersprachen. Die Kapitelfolge orien-

tiert sich an den Themen und Gegenständen der Sendereihe des Westdeutschen Fernsehens: einzelne Beispiele und Aspekte schließen sich unmittelbar an die Filme an, aber auch darüber hinaus ist das Büchlein der Arbeit von *Richard Mautz* und dem Team des WDR verpflichtet. Andererseits handelt es sich aber keineswegs um einen bloßen Begleittext zu den Sendungen, sondern um eine selbständige Einführung, die vieles, das in den Filmen und im Moderationstext nur angedeutet werden konnte, in den größeren wissenschaftlichen Zusammenhang zu stellen sucht. Die Abhandlungen sind nicht vom Ehrgeiz bestimmt, der Forschung bis in die letzten Verästelungen hinein zu folgen; aber sie verzichten auf die Darstellung wirklich wesentlicher Probleme auch dann nicht, wenn dies in Schwierigkeiten des Verständnisses hineinführt: Auch einem größeren Publikum ist meines Erachtens mit allzu wohlfeiler Simplifizierung komplizierter Fragen nicht gedient.

## Landkarte der deutschen Sprache

Seit es Mundartforschung gibt, ist sie begleitet von der Klage, bald werden keine Dialekte mehr zu hören sein — deshalb gelte es, schnell noch zu sammeln und zu registrieren, was dem Untergang geweiht sei. Heute erscheint diese Feststellung besonders plausibel. Während früher (und das heißt hier: bis vor wenigen Jahrzehnten) beispielsweise ein Bauer in allen ihn wirklich betreffenden Umständen gut und gerne mit dem Dialekt zu-recht-kam, gerät heute jeder in Situationen, in denen der Dialekt nicht ausreicht. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf die Massen-medien; auch andere Ursachen haben die Kommunikation weit-räumiger gemacht. Bildungsinstitutionen und Verwaltungs-instanzen greifen immer stärker ins alltägliche Leben ein; im Bereich von Produktion und Konsum herrscht eine standardisierte Sprache; die räumliche Mobilität, d. h. wörtlich die Be-weglichkeit des einzelnen ist gewachsen. Besonders drastisch hat sich die Bevölkerungsbewegung ausgewirkt, die eine Folge des Zweiten Weltkriegs war: sie hat nicht nur den früheren öst-lichen Dialekten (ostpreußischen und pommerschen, schlesi-schen, sudetendeutschen, donauschwäbischen usf.) die Möglich-keit des Fortbestehens genommen, sondern auch die Sprache in den Zuwanderungsgebieten beeinflusst.

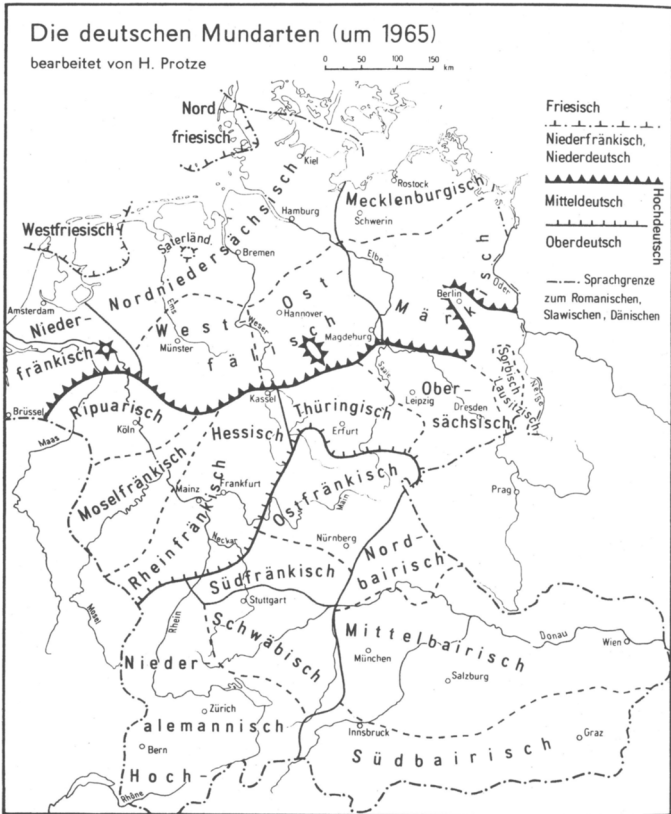
Die Art dieser Beeinflussung macht allerdings deutlich, daß die These vom *Ende der Dialekte* nach wie vor problematisch ist. Auf der einen Seite führte das Zusammentreffen einer großen Zahl von Umsiedlern mit der einheimischen Bevölkerung dazu, daß die Funktion der einheimischen Dialekte beschnitten wurde; in vielen Fällen, in denen vorher die Mundart ausgereicht hätte, war jetzt die Schriftsprache oder mindestens eine ge-hobene Sprachform nötig. Die Dialekte der Zuwanderer aber waren diesem Ausgleichsprozeß sehr viel entschiedener unter-worfen als die einheimischen Mundarten; diese behielten einen großen Teil ihrer alten Geltung, so daß sich die Zuwanderer, wollten sie sich wirklich in ihre neue Umgebung einfügen, auch deren regionale Sprache aneignen mußten. Die Alten taten das nicht mehr; aber Kinder und Jugendliche paßten sich erstaun-lich schnell an. Anlässlich einer Tonbandaufnahme im Jahre 1955 bei einer ungarndeutschen Familie forderte der Vater den 7jährigen Sohn auf, doch auch etwas ins Mikrofon zu spre-chen. Dieser zögerte einen Moment, dann stellte er die Frage: *Soll i schwätze', soll i söge' oder soll i spreche!?* Das »sprechen« bezog sich auf die gehobene Ausgleichs- oder Ausweichsprache,

»sagen« auf den bairischen Heimatdialekt der Eltern, das an erster Stelle genannte »schwätzen« dagegen auf die schwäbische Mundart der Spielkameraden. Der kleine Junge verfügte also bewußt über drei verschiedene Möglichkeiten; und darunter war und blieb der schwäbische Umgangston seiner Altersgenossen die wichtigste.

Streiten läßt sich freilich darüber, ob es sich bei den landschaftlichen Sprachen, die sich auch bei einem Großteil der jüngeren Zuwanderer und vor allem ihrer Kinder durchgesetzt haben, um Dialekte im alten Sinne dieses Wortes handelt. Ulrich Engel hat den Sprachwissenschaftlern vorgeworfen, sie »retteten« die alten Dialekte dadurch immer wieder, daß sie ständig etwas anderes unter diesem Wort verstünden. Tatsächlich sind besonders auffällige eng-lokale Eigenheiten ja vielfach verschwunden, und es gibt kaum mehr Menschen, die sich ausschließlich im Dialekt bewegen. Wenn also Dialekt eine Sprache mit auffallenden örtlichen Besonderheiten ist, die den meisten Ortsbewohnern für die Verständigung vollständig ausreicht, dann ist der Begriff in der Tat fragwürdig geworden. Doch Engels Vorwurf läßt sich umkehren: indem der Begriff Dialekt strikt auf eine historische Erscheinungsform festgelegt wird, läßt sich leicht das Ende der Dialekte behaupten. Wenn aber etwas allgemeiner unter Dialekt eine regional verbreitete Sprache mit eigenen Strukturmerkmalen verstanden wird, dann hat es nach wie vor seinen guten Sinn, von Dialekten zu reden und eine Landkarte der deutschen Sprache zu entwerfen.

Wahrscheinlich hat man den Dialekt allzu ausschließlich als Relikt und das hieß vielfach: als Hilfsmittel bei sprachgeschichtlichen Fragestellungen aufgefaßt. Bis in die Gegenwart herein wurden bei Mundartuntersuchungen stets die ältesten Männer und Frauen als Gewährsleute herangezogen. Auch als die umfangreichen Fragebogen zum Deutschen Sprachatlas verschickt wurden, war die Aufforderung damit verbunden, den Antworten die Auskünfte der ältesten Einwohner zugrunde zu legen. Zwei Bürgermeister schickten damals den Fragebogen mit der Bemerkung zurück, eine Beantwortung sei ausgeschlossen, da die ältesten Einwohner des Orts vor kurzem verstorben seien. Dies war gewiß eine Schildbürgerauskunft — aber sie lag auf der Linie der Befragungsmethode, die von der Erwartung ausging, daß die Mundart mit den alten Leuten zu Grabe getragen werde.

Sprachstatistische Erhebungen haben ergeben, daß die Generation der Alten tatsächlich ausgeprägtere Mundart spricht als die mittlere Generation. Aber nur teilweise scheint sich darin ein konsequenter allgemeiner Rückgang des Dialekts anzudeuten, denn man hat auf der anderen Seite festgestellt, daß auch Kinder und Jugendliche eher Dialekt sprechen als die jüngeren



Erwachsenen. Dies widerspricht dem simplen Modell linearen Dialektverlusts; zur Erklärung müssen *Gebrauchsfunktion* und *Prestigefunktion* der jeweiligen Sprache in ihrem gegenseitigen Zusammenhang herangezogen werden. Bei den Kindern hält sich der Dialekt als die Sprache der Alterskameraden und der Spielkreise, auch und gerade gegen die adressierte Schulsprache. Sobald dialektfreies Sprechen entschiedener in die Vorschulerziehung hineingetragen und vom Elternhaus mitpropagiert wird, geht der Dialektgebrauch zurück; diese Entwicklung wurde – und zwar in erstaunlicher Geschwindigkeit – für die DDR nachgewiesen, sie kündigt sich inzwischen auch in der Bundesrepublik an. Der Rückgang des Dialekts bei den mittleren Jahrgängen hängt mit dem Berufsleben zusammen, das zwar nicht in allen, aber doch in vielen Fällen eine Er-



weiterung des Kommunikationsradius mit sich bringt. Damit ist indirekt auch der ›Rückfall‹ in den Dialekt bei den Alten erklärt: Sie treten aus dem weiteren Kommunikationszusammenhang heraus und kehren in einen sehr viel engeren Zirkel zurück. Neben dieser sozialen Ursache ist auch noch an einen psychischen Zusammenhang zu denken, an die »Regression« auf die früheren Phasen des Lebens, die sich nicht nur in pathologischen Extremen äußert, sondern als völlig normale Entwicklung angesehen werden muß.

Bei all diesen Erklärungen und Überlegungen spielt das hohe Alter der Mundart höchstens indirekt eine geringfügige Rolle — insofern aus diesem Alter ein Wert der Mundart abgeleitet wird, der zu ihrem populären Prestige beiträgt. Die positive Betonung des Alters der Dialekte ist, schlagwortartig gesagt, eine ›romantische‹ Erkenntnis, die sich gegen eine frühere Auffassung wandte, welche in den Mundarten mehr oder weniger verderbte Hochsprache sah. Tatsächlich sind die modernen Hochsprachen erst spät entstanden; sie setzen eine gewisse kulturelle Zentrierung schon voraus. In diesem Zusammenhang wird gelegentlich jenes drastische Beispiel erwähnt, nach dem unter den fünfzig Ureinwohnern der australischen Insel Tasmania vier verschiedene Dialekte — und zwar nicht nur mit geringfügigen Unterschieden, sondern beispielsweise mit verschiedenen Vokabeln für »Auge«, »Ohr« etc. — verbreitet waren, weil kein kommunikativer Zusammenhang und keine kulturelle Einheit vorhanden waren.

Die verschiedenen Etappen der Herausbildung der deutschen *Einheitssprache* können hier nicht dargestellt werden. Die wichtigste fällt, nachdem es schon im Mittelalter eine relativ einheitliche Ständes- und Literatursprache gegeben hatte, in den weiteren Umkreis der Renaissance: die Entstehung von »Ausgleichsdialekten« im Zuge der Ostkolonisation, das sich verhärtende nationale Bewußtsein, die zunehmende Bedeutung von Verwaltungsinstanzen, die Ausbreitung des Handels, die Erfindung des Buchdrucks und die Reformation müssen als Stichworte dafür genannt werden, daß die landschaftlichen Dialekte von einer einheitlichen Hochsprache überformt wurden. Auf der anderen Seite wäre es sicherlich falsch, die enorme mundartliche Zersplitterung gewissermaßen als natürlichen Urzustand anzusehen. Sie ist vielmehr Ausdruck der feudalen Herrschaftsformen und der politischen Aufteilung des Landes in zahllose kleine und kleinste Territorien, die dem Verkehr, der Interaktion und der Kommunikation, enge Grenzen setzten. Die Vielzahl und Vielfalt von Grenzlinien, die sich im Laufe der Jahrhunderte durch unser Land zog, stellt die historische Mundartgeographie vor schwierige Aufgaben.

Hilfsmittel hat sie inzwischen genug. Schon im 18. Jahrhundert

entstanden Mundartwörterbücher für einzelne Landschaften; im 19. und 20. wurde diese Lexikonarbeit fortgeführt. Dabei war es unvermeidlich, daß für einzelne Wörter oder Lautformen angegeben wurde, wo sie zu Hause waren. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entwickelte sich aus diesem Ansatz eine regelrechte *Sprachgeographie*. Der rheinische Forscher Georg Wenker begann zunächst für einen Rheinischen Sprachatlas zu sammeln, weitete sein Feld aber bald auf das gesamte deutsche Sprachgebiet aus, so daß der zwischen 1926 und 1956 erschiene »Deutsche Sprachatlas« zum Teil auf Wenkers Material zurückgeht. Wenker hatte bei seiner schriftlichen Umfrage 40 Sätze in die jeweilige Mundart übersetzen lassen — gewiß eine etwas hölzerne Methode mit vielen Fehlerquellen, aber eine Methode, die das Material wenigstens vergleichbar machte. Der vierte Satz von Wenker lautete: »Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durchs Eis gebrochen und in das kalte Wasser gefallen«. Dieser Satz verdeutlicht nicht nur die Künstlichkeit der Befragungssituation (wie seltsam nimmt sich so ein isolierter Satz im Hochsommer aus!), er führte auch zu einem besonderen Problem. Das Wort *Pferd* hatte Wenker eingefügt, um dabei den Grenzen der Lautverschiebung auf die Spur zu kommen: in Niederdeutschland sagte man ja doch *Perd*. Die »Übersetzungen« zeigten aber, daß in vielen Landschaften das Wort *Pferd* im Dialekt gar nicht vorhanden war; statt dessen wurde *Gaul* oder *Roß* gesagt. Dies war der Ansatz für einzelne Wortkarten innerhalb des Deutschen Sprachatlas, die später zu einem regelrechten »Deutschen Wortatlas« ausgeweitet wurden. Außerdem entstanden und entstehen eine große Zahl regionaler Sprachatlanten, in welchen die sprachlichen Grenzlinien naturgemäß noch sehr viel präziser — und das heißt allerdings nicht selten: noch sehr viel verwirrender eingezeichnet sind.

Gelegentlich ist der Vorwurf ausgesprochen worden, es handle sich bei den auf einzelnen Karten herausgearbeiteten *Mundarträumen* nicht um Dialektlandschaften, sondern um »Dialektologenlandschaften«. Damit kann verschiedenes gemeint sein. Zum einen ist zumindest in Einzelfällen nachgewiesen worden, daß die Mundartforscher manches in die Sprache ihrer Gewährsleute »hineingehört« haben, daß sie also mit bestimmten Erwartungen operierten und diese dann auch prompt bestätigt fanden. Wichtiger ist der andere Aspekt: daß eben diese Erwartungen aus nur schwer kontrollierbaren Theorien abgeleitet waren. In fast allen Landschaften gab es im Laufe der Jahrhunderte ja doch zahlreiche »Räume« und Grenzen: natürliche Hindernisse wie etwa zusammenhängende Waldgebiete, die als Verkehrsschranken wirkten, Stammesgebiete, Gaugrenzen, Territorialgrenzen, spätere Verwaltungseinheiten



und zusammengehörige Verkehrsräume usw. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine unabhängige Abfolge im Verlauf der Geschichte; vielmehr ist es so, daß die »einmal eingepreßte Kulturplastik durch spätere politische Umschichtungen gerne wieder durchbricht«, daß also Grenzen fortwirken, auch wenn sie ihre äußere Funktion verloren haben. Die Vielfalt möglicher äußerer Ursachen spiegelt sich im keineswegs einheitlichen Verlauf der Grenzen sprachlicher Merkmale: schon ein kleines Gebiet wird oft von Dutzenden verschiedener Sprachgrenzen, die sich freilich an einzelnen Stelle bündeln, durchschnitten. Dies hat oft dazu verführt, daß die Grenzlinie eines einzelnen Merkmals herausgegriffen und damit ein bestimmter »Sprachraum« konstruiert wurde. Vereinzelt kam es so zur Festlegung von Stammessprachen u. ä.

